

Harriet Evans



Das Buch der verborgenen Wünsche

Roman

Aus dem Englischen
von Tina Thesenvitz



Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Love Always« bei HarperCollins, London

Besuchen Sie uns im Internet:

www.knaur.de



Originalausgabe März 2013

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2011 by Harriet Evans

Copyright © 2013 für die deutschsprachige Ausgabe bei

Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Trigger Image/Alamy

Satz: Adobe InDesign im Verlag, Ina Schulte-Uentrop

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51190-9

2 4 5 3 1

Für Chris

Wir können niemals zurück, so viel ist sicher.
Die Vergangenheit ist uns immer noch zu nahe.
Die Dinge, die wir zu vergessen und hinter uns zu
lassen versucht haben, könnten sich wieder rühren,
und dieses Gefühl der Angst, der heimlichen Unruhe,
die sich nach einiger Zeit zu unvernünftiger Panik
steigert – die jetzt Gott sei Dank gestillt ist –,
könnte auf irgendeine Weise und unvorhergesehen
ein lebendiger Gefährte werden,
so wie es vorher gewesen war.
Rebecca, Daphne du Maurier

Eine volle Stunde herrlichen Lebens
ist ein namenloses Zeitalter wert.
Thomas Osbert Mordaunt,
zitiert von Mr. Justice Marshall in seinem Bericht
über den Stephen-Ward-Prozess, 30. Juli 1963

PROLOG

Cornwall, 1963

Wenn du die Augen schließt, kannst du sie vielleicht noch sehen. So wie sie an jenem sonnendurchtränkten Nachmittag waren, an jenem Tag, als sich alles veränderte.

Vor dem Haus, in den Schatten neben der Terrasse, als sie glaubten, niemand schaue zu. Mary ist in der Küche, macht Hühnersalat und singt zu Music While you Work. Sonst ist niemand in der Nähe. Es ist ruhig vor dem Mittagessen, zu heiß, um etwas zu tun.

»Komm schon«, sagt sie und lacht. »Nur eine Zigarette, und dann kannst du wieder raufgehen.« Sie lässt beim Reden ihre kleinen weißen Zähne sehen, ihre rosafarbenen Lippen sind feucht. »Ich beiße auch nicht, versprochen.«

Er sieht sich besorgt um. »Also gut.«

Sie wendet ihm den Rücken zu, während sie sich selbstbewusst einen Weg durch das schwarze Gestrüpp und das grau-grüne Schilf bahnt, den alten Pfad hinunter, der zum Meer führt. Ihr glänzendes Haar fängt sich unter dem alten grün-gelben Handtuch, das sie sich um den Hals geschlungen hat. Nervös folgt er ihr.

Er hat Angst vor diesen Begegnungen – Angst, weil er weiß, dass sie nicht richtig sind. Trotzdem will er sie, mehr als er je etwas in seinem Leben gewollt hat. Er will ihre honigweiche Haut spüren, seine Hand ihren Schenkel hinaufwandern lassen, sich an ihren Hals kuscheln, ihr kühles, grau-

sames Lachen hören. Er hat schon einige Frauen gekannt: Im College gierige Mädchen mit dicken Haaren, alle mit Tintenfingern und Bieratem, aber diese hier ist anders. Im Vergleich mit ihr ist er nur ein Junge.

Oh, er weiß, dass es falsch ist, was sie da machen. Er weiß, dass er beeinflusst ist von der Hitze, den langen, hellen Abenden, dem betörenden, fast erschreckenden Gefühl der Freiheit hier in Summercove, doch es ist ihm egal. Endlich fühlt er sich wirklich frei.

Die Welt wird ein anderer Ort, in diesem Sommer geschieht etwas. Eine Veränderung steht bevor, sie können es alle spüren. Und dieses Gefühl konzentriert sich besonders hier, in der süßen, lavendelgeschwängerten Luft von Summercove, wo die Grillen bis lange in die Nacht hinein singen und die Kapoors ihre Gäste anscheinend machen lassen, was sie wollen ... Dort zu sein, das ist, als wäre man im Inneren einer jener Glaskugeln, wie man sie als Kind hatte, sichtbar für die Außenwelt, gefüllt mit Glitzer und darauf wartend, dass man sie schüttelt. Die Kapoors wissen es auch. Sie sind alle Motten, die von dem flackernden Kerzenschein angezogen werden.

»Beeil dich, Liebling«, sagt sie, als sie fast am Ende der Stufen angekommen ist und im hellen Licht steht; die weißen Punkte auf ihrem getupften Badeanzug tanzen vor seinen Augen. Er klammert sich an das Seil und hat erneut Angst. Die Stufen sind dunkel und glitschig, sie wurden in die Klippen gehauen und sind voller Algen. Sie beobachtet ihn lachend. Sie gibt ihm oft das Gefühl, sich lächerlich zu machen. Er hatte noch nie zuvor Umgang mit Künstlervolk. Sein ganzes Leben, selbst jetzt, war er an Regeln gewöhnt, daran, dass man

ihm sagt, wann er sich hinter den Ohren waschen soll, wann er einen Aufsatz abgeben muss, gewöhnt an den Geruch von schwitzenden Jungen – nun von jungen Männern –, die bei den Mahlzeiten Schlange stehen und sich zum Cricket umziehen. Er befindet sich obenauf, kennt seinen Platz dort, er ist sicher in jener Welt.

Er rechtfertigt es, indem er sagt, dass dies hier anders ist. Es ist ein letztes Hurra, und er hat vor, das Beste daraus zu machen, selbst wenn es Angst macht ... Er stolpert auf einer rutschigen Stufe, während sie ihn vom Strand aus beobachtet, eine Zigarette zwischen den Lippen. Seine Knie geben unter ihm nach, und einen schrecklichen Moment lang glaubt er zu fallen, bis er sein anderes Bein ausstreckt und sich in letzter Minute aufrichtet.

»Vorsicht, Liebling«, sagt sie gedehnt. »Jemand wird noch auf diesen Stufen umkommen, wenn man nicht aufpasst.«

Zitternd erreicht er den Boden, und sie kommt auf ihn zu und reicht ihm lachend eine Zigarette. »So ungeschickt«, sagt sie, und in diesem Augenblick hasst er sie, hasst sie dafür, so welterfahren und überlegen zu sein, so leichtsinnig bei dem, was sie tut, egal, wie falsch es ist ... Er nimmt die Zigarette, zündet sie aber nicht an. Stattdessen zieht er sie an sich, küsst ihre feuchten, vollen rosafarbenen Lippen, und sie stöhnt leise, presst ihren schlanken Körper an ihn. Er spürt bereits, wie er hart wird. Ihre Finger wandern an seinem Körper hinab, und er schiebt sie gegen den Felsen, und sie küssen sich wieder.

»Warst du schon immer so schlecht?«, fragt er sie danach, als sie ihre Zigaretten rauchen. Die Hitze der Sonne trocknet den Schweiß auf ihren Körpern. Sie liegen zusammen an dem winzigen Strand, gesättigt, während neben ihnen die Wellen

ans Ufer rauschen. Eine vergessene Sandale, Überbleibsel eines vollkommen unschuldigen Sommertages, tanzt am Rand der Dünung. Die Zigarette ist dick und schmeckt widerlich in seinem Mund. Nun, da es vorbei ist, ist ihm übel.

Sie wendet sich zu ihm. »Ich bin nicht schlecht.«

Doch er glaubt ihr nicht. Tatsächlich hält er sie für böse, doch er kann sich nicht von ihr fernhalten. Sie lächelt träge, und er sagt, ohne dass er weiß, warum er es sagen muss: »Hör zu, es hat viel Spaß gemacht. Aber ich glaube, es ist am besten, wenn ...« Er verstummt. »Wenn wir es beenden.«

Eine Sekunde lang verdüstert sich ihr Gesicht. »Du Wichtiguer.« Sie lacht scharf. »Beenden? Was beenden? Es gibt nichts zu beenden. Das hier ist ... nichts.«

Ihm ist bewusst, dass er dumm klingt. »Ich dachte, wir sollten zumindest darüber reden. Wollte dir nicht ...« Gott, er wünschte, es wäre vorbei. Er merkt, wie er ihr leicht zunickt. »Dir einen falschen Eindruck vermitteln.«

»Ach, das ist sehr nett von dir.« Sie drückt die Zigarette im nassen Sand aus und steht auf, dabei zieht sie das Handtuch vom Boden und wickelt es wieder um sich. Er kann nicht erkennen, ob sie verärgert oder erleichtert oder – was ist? Das übersteigt alles seinen Horizont, und wieder fällt ihm ein, dass er froh ist, dass es vorbei sein wird und er bald wieder er selbst sein kann, langweilig, gewöhnlich, weg von all dem, normal.

»Es war ...«, setzt er an.

»Ach, Scheiße«, sagt sie. »Wage es bloß nicht!« Sie wendet sich zum Gehen, doch während sie das tut, fällt etwas die Stufen herab. Es ist ein kleines schwarzes Stück Schiefer.

Und dann ist da ein Geräusch, ein Dröhnen. Schritte.

»Wer ist da?«, fragt er und sieht nach oben, doch in dem

weißen Licht der Mittagssonne ist es unmöglich, jemanden auf den dunklen Stufen zu erkennen.

In den langen Jahren danach, in denen er nie von diesem Sommer sprach und darüber, was passiert ist, fragte er sich – weil es niemanden gab, den er sonst fragen konnte: Wer? Seine Frau? Seine Familie? Hab – ob er sich in dem getäuscht hatte, was er sah. Denn in jenem Moment hätte er schwören können, dass er einen kleinen Fuß erkennen konnte, der oben auf dem Weg zum Haus hin verschwand.

Er dreht sich erneut zu ihr um. »Verdammt. War da jemand, was meinst du?«

Sie seufzt. »Nein, natürlich nicht. Der Pfad löst sich auf, das ist alles. Du bist paranoid, Liebling.« Leichtthin fährt sie fort: »Als ob sie es sowieso jemals von dir glauben würden. Beruhig dich! Denk daran, wir sollen Erwachsene sein. Benimm dich auch so!«

Sie legt eine Hand auf das Seil und zieht sich anmutig hoch. »Tschüs, Liebling«, sagt sie, und er sieht ihr nach. »Keine Sorge«, ruft sie. »Niemand wird es herausfinden. Es ist unser kleines Geheimnis.«

Aber jemand hat es herausgefunden. Jemand hat alles gesehen.



Teil eins



Februar 2009



Es ist 7:16 Uhr.

Der Zug nach Penzance fährt um halb acht. Ich habe vierzehn Minuten, um nach Paddington zu kommen, und stehe in einem reglosen Waggon der Hammersmith-and-City-Linie und klammere mich so fest an die Stange über mir, dass mir die Finger weh tun. Ich muss diesen Zug erwischen; es geht um Leben und Tod.

Tatsächlich ganz wörtlich – die Beerdigung meiner Großmutter ist heute um halb drei. Man darf eine Stunde zu spät zum Abendessen kommen, aber nicht zu einer Beerdigung. Es ist eine einmalige Angelegenheit.

Ich habe mein ganzes Leben in London verbracht. Ich kenne die besten Restaurants, die Bars, die noch nach zwölf Uhr offen sind, die coolsten Galerien, die hübschesten Plätze im Park. Und ich weiß, die Hammersmith-and-City-Linie ist Schrott. Ich hasse es. Warum bin ich nicht früher gefahren? Hilflose Wut erfasst mich. Und immer noch rührt sich der Wagen nicht.

Heute Morgen weckte mich das Geräusch von Regen auf der ruhigen Straße, als es noch dunkel war. Ich habe seit dem Tod von Granny nicht mehr gut geschlafen. Ich habe mich früher stets bitterlich über das Schnarchen meines Mannes Oli beklagt und dass er das ganze Bett einnahm, in dem er quer lag. Jetzt ist er schon seit fast zwei Wochen fort. Zuerst dachte ich, das wäre gut, wenn auch nur, weil ich dann Schlaf

nachholen könnte, aber das tue ich nicht. Ich liege wach, Gedanken rasen durch meinen Kopf, eine hellwache Seite meines Hirns verspottet die andere, die um Ruhe bettelt. Ich werde verrückt. Vielleicht bin ich verrückt. Obwohl man sagt, dass, wenn man glaubt, dass man verrückt wird, das eindeutig heißt, dass man es nicht ist. Ich bin mir da nicht so sicher.

7:18 Uhr morgens. Ich atme tief durch, versuche, mich zu beruhigen. Alles wird gut. Es wird alles gut.

Granny starb letzten Freitag im Schlaf. Sie war neunundachtzig Jahre alt. Das Komische ist, dass es mich trotzdem schockiert hat. Dass ich im Februar Tickets buchte, um mit dem Zug nach Cornwall zu fahren, schien falsch zu sein, als befände ich mich in einem bösen Traum. Ich sprach am Wochenende mit Sanjay, meinem Cousin, und er sagte dasselbe. Er sagte auch: »Hast du nicht Lust, dem Nächsten ins Gesicht zu schlagen, der sagt: ›Neunundachtzig? Nun, sie hatte ein langes Leben, oder?‹ Als ob sie es verdient hätte zu sterben.«

Ich lachte unter Tränen, und dann sagte Jay: »Ich fühle mich, als ob etwas zu Ende geht, du nicht? Etwas, was größer ist als wir.«

Mir lief ein Schauer über den Rücken, denn er hatte recht. Granny war das Zentrum von allem. Das Zentrum meines Lebens, unserer Familie. Und nun ist sie fort, und – ich kann es wirklich nicht erklären. Sie war die Verbindung zu so vielem. Sie war Summercove.

Wir sind in der Edgware Road, und es ist 7:22 Uhr. Vielleicht schaffe ich es. Ich könnte den Zug noch erwischen.

Granny und Arvind, mein Großvater, hatten für diesen Augenblick geplant. Haben ganz offen darüber gesprochen,

als ob sie wollten, dass es für alle klar sei, was sie wünschten, vielleicht weil sie meiner Mutter und meinem Onkel – Jays Dad – nicht vertrauten, dass sie ihre Wünsche befolgen würden. Ich möchte glauben, dass das nicht stimmt, aber ich fürchte, dass es wahrscheinlich so ist. Sie legten fest, was passieren sollte, wenn einer von ihnen zuerst starb, was mit den Gemälden im Haus passieren soll, der Stiftung, die zu Grannys Gedenken gegründet werden sollte, dem Stipendium in Gedenken an Arvind, und was mit Summercove passieren soll.

Arvind ist neunzig Jahre alt. Er zieht in ein Heim. Louisa, die Cousine meiner Mutter, hat sich darum gekümmert. Louisa hat sich auch um die Beerdigung gekümmert. Sie kümmert sich gerne. Sie hat alles ausgesucht, wozu Granny keine Anweisungen gegeben hat, von den Liedern bis zur Füllung der Sandwichs für die Totenwache danach (eine Auswahl an Eiermayonnaise, Hühnchen mit Curry oder Gurken). Ihr Mann, der gutausschende, aber schrecklich langsame Melone, wird bei der Beerdigung die Agenden austeilen und bei der Totenwache die Gläser auffüllen. Louisa organisiert alles, und das ist sehr nett von ihr, aber wir fühlen uns ein bisschen außen vor, Jay und ich. Wie immer hat die Leighton-Seite der Familie alles richtig gemacht, mit ihrer charmanten englischen, hemdsärmeligen Herangehensweise ans Leben, und wir, die Kapoors, sehen nur exzentrisch, seltsam, zerrissen aus. Was wir wohl auch sind.

Cousine Louisa kümmert sich auch darum, das Haus auszuräumen. Denn Summercove soll verkauft werden. Unser schönes weißes Art-déco-Haus zwischen Feldern und Meer in Cornwall wird bald jemand anderem gehören. Dort haben Granny und mein Großvater fünfzig Jahre lang gelebt und

ihre Kinder großgezogen. Ich habe dort jeden Sommer meines Lebens verbracht. Es ist eigentlich das einzige Zuhause, das ich jemals gekannt habe, und ich bin anscheinend die Einzige, die deshalb sentimental wird, die es nicht ertragen kann, dass es verkauft wird. Mum, mein Onkel Archie, Cousine Louisa – sogar mein Großvater –, sie alle sind ganz munter dabei. Ich verstehe sie nicht.

»Zu viele Erinnerungen hier«, sagte Granny immer, wenn sie darüber sprach und uns entschlossen mitteilte, was damit geschehen sollte. »Es wird Zeit, dass jemand anderer dort welche schafft.«

Endlich. Die Türen in Paddington gehen auf, und ich renne hinaus und die Treppen hoch, schiebe mich an Menschen vorbei, murmele: »Entschuldigung, tut mir leid.« Gott sei Dank ist es die Hammersmith-and-City-Linie – der Ausgang führt direkt in die große Halle der Station. Es ist 7:28 Uhr. Der Zug fährt in zwei Minuten.

Kalte Luft begrüßt mich. Ich stecke mein Ticket panisch in die Sperre und renne die Treppe hinunter zu dem breiten Bahnsteig, meine Beine fühlen sich wie Wackelpudding an, während ich schneller und schneller laufe. Ich bin fast da, fast am Ende ... Ich schaue auf die große Uhr – 7:29. Wie ein Kind hüpfte ich die letzten drei Stufen hinab, meine Knie geben beinahe unter mir nach, und ich springe in den Zug. Ich stehe keuchend neben der Gepäckablage und versuche, mich zu sammeln. Ein letzter Pfiff, das Geräusch von zuknallenden Türen weiter vorn in der endlosen Reihe der Wagen. Wir fahren los.

Ich finde einen Platz und setze mich. Meine Mutter fährt nicht Auto, also kenne ich mich mit Zügen aus. Der Schlüssel

zu einer guten Reise ist nicht ein Platz mit Tisch. Ich werde nie verstehen, warum man so einen haben will, außer man kennt alle an dem Tisch. Am Ende füßelt man fünf Stunden lang verlegen mit einem verschwitzten Mann mittleren Alters oder ist umgeben von einer schreienden, überaufgeregten Familie. Ich kuschle mich auf einen Fensterplatz und schließe die Augen. Kühler Schweiß läuft mein Rückgrat hinunter.

Dies ist der Zug, in dem ich jeden Sommer mit Mum nach Summercove fuhr. Mum brachte mich hin, blieb ein paar Tage und fuhr dann wieder weg, bevor der Rest ihrer Verwandten ankam und manchmal – aber nicht oft – bevor sie und Granny sich über etwas streiten konnten: Geld, Männer, mich.

Der Zug nach Penzance war immer so lustig, als ich noch klein war. Es war die Vorfreude auf die vor mir liegenden Ferien, sechs Wochen in Cornwall, sechs Wochen mit meinem Lieblingsmenschen an meinem Lieblingsort. Mum würde auf der Zugfahrt seltsam guter Laune sein, und ich auch, und wir beide freuten uns darauf, unsere Zweisamkeit für ein paar Wochen aufzulösen, weg von unserer dunklen Wohnung in Hammersmith, in der sich die Tapete von den Wänden löste und man im Sommer die Mülltonnen draußen riechen konnte. Bryant Court passte nicht zum Sommer. Der Lärm drinnen und draußen wurde schlimmer, kratzend und seltsam, und die Leute im Haus schienen weniger exzentrisch, sondern bedrohlich zu werden. Das heiße Wetter schien sie auszutrocknen und spröder und schriller zu machen. Wir waren immer euphorisch, wenn wir dort wegkamen.

Einmal, als wir auf dem Weg nach Paddington waren und meine Mutter mich am Handgelenk zu einem wartenden Taxi

zerterte, die Taschen über unsere Schultern geworfen, zischte Mrs. Pogorzelsko Mum »Schlampe!« zu, als sie die Tür aufmachte. Ich wusste nicht, was das hieß oder warum sie es sagte. Mum verfrachtete mich in das schwarze Taxi, und wir saßen grinsend da, umgeben von Gepäck, während wir durch Kensington zum Bahnhof rollten, und wir waren beide auf eine Art Komplizinnen, die ich mir nicht erklären konnte. Das war auch eines der Male, als Mum ihre Geldbörse vergessen hatte und der Fahrer uns umsonst mitnahm, nachdem sie anfang zu weinen. Meine Mutter vergaß ihre Börse ziemlich oft.

Sie ist bereits in Summercove und hilft Cousine Louisa bei der Organisation der Beerdigung und des Hauses. Sie ist überzeugt, dass Louisa schon ein Auge auf ein paar Möbel geworfen und alles unter Kontrolle hat. Archie, Mums Zwilingsbruder und Jays Dad, ist auch dort. Mum und ihre Cousine verstehen sich nicht gut. Aber schließlich versteht Mum sich mit vielen Leuten nicht gut.

Der Zug rast durch die Außenbezirke von London, an Southall und Heathrow vorbei, durch kümmerliches Brachland, das nicht weiß, ob es Stadt oder Land ist, nach Reading. Ich schaue mich zum ersten Mal um, seit ich auf meinem Platz zusammengebrochen bin. Ich will einen Kaffee und sollte etwas essen, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob ich überhaupt etwas essen kann.

»Die Fahrscheine bitte«, ertönt eine Stimme über mir. Ich fahre heftiger zusammen als angebracht, und der Kontrolleur sieht mich erschrocken an. Ich reiche ihm meinen Fahrausweis – Gott sei Dank habe ich ihn an der Liverpool Street gekauft, da ich wusste, dass die Schlangen in Paddington furchtbar lang wären. Ich blinzele und versuche, nicht zu zit-

tern, als der Wunsch, mich zu übergeben, ohnmächtig zu werden, mich wieder überwältigt und ich auf dem zerkratzten Sitz zusammensinke und den Kontrolleur beobachte. Er hebt die Augenbrauen, als er die Fahrscheine untersucht.

»Lange Fahrt für einen Tag.«

»Ja«, antworte ich. Er sieht mich an, und ich sage plötzlich eifrig: »Ich muss morgen wieder in London sein. Ich habe ganz früh einen Termin – einen Termin, den ich nicht versäumen darf.«

Er nickt, aber ich habe ihm schon zu viele Informationen geliefert und merke, wie ich beschämt erröte. Er ist Londoner, er will nicht plaudern. Das Dumme ist, dass ich mit jemandem reden will. Ich muss es. Ein Fremder, jemand, der mich nie wiedersieht.

Ich habe meiner Familie nicht gesagt, dass ich heute Abend zurückfahre. Bei meiner Mutter habe ich vor langer Zeit gelernt, dass, je weniger man sagt, desto weniger gefragt wird. Der einzige Mensch, dem ich mich anvertrauen möchte, wird heute auf dem Friedhof von St. Mary beerdigt in einer winzigen Steinhütte, bei der die Alten sich nicht sicher sind, wann sie gebaut wurde. Auf dem Friedhof gibt es das Grab eines Zöllners, einem von vielen, der von verzweifelten Schmugglern getötet wurde. Es gibt vieles in Cornwall, das immer noch irgendwie wild, heidnisch ist, und obwohl die Fischrestaurants, die Teeläden und Surfbretter einiges davon überdecken, können sie es nicht ganz verbergen.

Granny glaubte daran. Sie stammte aus Cornwall, wuchs in der Nähe von St. Ives auf, an der wilden Nordküste. Sie sah Alfred Wallis an den Kais malen, sie wurde geboren mit dem Schrei der Möwen und dem Wind in den Ohren, der durch die gewundenen Straßen der Altstadt pfeift. Sie liebte

die Landschaft ihrer Heimat; sie war ihr Leben, ihr Job. Sie hat die meiste Zeit ihres Lebens dort verbracht, hat ihre beste Arbeit dort vollbracht, saß in ihrem Studio hoch oben im Haus mit Blick auf das Meer.

Es gibt so vieles, was ich sie nie gefragt habe, und nun wünschte ich, ich hätte es getan. Oft habe ich mir gewünscht, ich könnte ihr eine Menge Dinge anvertrauen, doch ich wusste, ich konnte es nicht. Denn so sehr ich meine Granny liebte, ich hatte auch Angst vor ihr, vor dem ausdruckslosen Blick, den sie manchmal in ihren schönen grünen Augen hatte, wenn sie mich ansah. Mein Mann Oli sagte einmal, er glaube manchmal, sie könne einem geradewegs in die Seele schauen wie eine Hexe. Er sagte es im Scherz, doch er hatte auch ein wenig Angst vor ihr, und ich weiß, was er meinte. Es gibt Dinge, die man sie nicht fragte. Dinge, über die sie niemals sprechen wollte.

Denn viele Jahre lang war Summercove ein ganz anderer Ort, das Zentrum glitzernden, wirbelnden gesellschaftlichen Lebens gewesen, und meine Großeltern waren wohlhabend und erfolgreich, und es hatte so ausgesehen, als ob ihnen die Welt zu Füßen läge. Doch dann starb ihre Tochter Cecily zwei Monate vor ihrem sechzehnten Geburtstag, und meine Großmutter hörte zu malen auf. Sie schloss ihr Studio oben im Haus ab und betrat es, soweit ich weiß, nie mehr. Schon sehr früh lernte ich, niemals nach dem Grund zu fragen. Niemals auch nur Cecily's Namen zu erwähnen. Es gibt keine Fotos von ihr im Haus, und keiner redet je über sie. Ich weiß, dass sie 1963 starb, und ich weiß, es war irgendwie ein Unfall, und ich weiß, Granny hörte danach auf zu malen, doch das ist es auch schon.

Wir fahren an Newsbury vorbei, und die Landschaft wird

grüner. Es hat in letzter Zeit viel geregnet, und die Flüsse sind angeschwollen und braun unter einem grauen Himmel. Die Felder sind frisch gepflügt. Ein scharfer Wind fegt welkes Laub herüber zum Zug. Ich lehne mich zurück und atme aus, spüre, wie sich der ekelhafte Knoten aus Angespanntheit in meinem Bauch langsam löst, während eine Welle aus Ruhe mich überschwemmt. Wir kommen näher.